

Literatur-Rundschau

Burger, Reiner: Theodor Heuss als Journalist. Beobachter und Interpret von vier Epochen deutscher Geschichte. Münster/Hamburg/London: LIT Verlag 1999, 558 S., DM 69,80

Koszyk, Kurt: Publizistik und politisches Engagement. Lebensbilder publizistischer Persönlichkeiten. Münster/Hamburg/London: LIT Verlag 1999, 528 S., DM 49,80

Journalismus und Politik in unterschiedlichen Spielarten, Interpretationen und Kombinationen waren das Programm für Theodor Heuss' ganzes Leben. Ein Satz von ihm - schon kurz nach Antritt seiner ersten Redakteursstelle - besaß für sein ganzes journalistisches Berufsleben Gültigkeit: „Besonders wertvoll ist mir, dass ich nicht einseitig in ein bestimmtes Fach gedrückt werde ...“ Die journalistischen Etappen im Berufsleben Heuss' in möglichst all ihren Facetten untersucht Reiner Burger in seiner Dissertation erstmals systematisch. Die in Eichstätt bei Walter Hömberg eingereichte Arbeit bedient sich eines Untersuchungstyps, der schon nahezu ausgestorben ist: der publizistischen Individualbibliografie. Burger setzt sich klar von Emil Dovifat's Konzept der „publizistischen Persönlichkeit“ ab und greift neuere Überlegun-

gen zur Theorie der historischen Biografie auf. „Die zu untersuchende Person“ soll „in ihrer biografischen Totalität ... im Kontext der kulturellen, politischen, ökonomischen und sozialen Bezugsrealität“ dargestellt werden. Dazu nimmt er sowohl die Primärsozialisation als auch den allgemeinen historischen Kontext und die Entwicklung der behandelten Medien in den Blick. Das journalistische Wirken von Heuss im Untersuchungszeitraum von 1905 bis 1945 - ein Appendix befasst sich mit den Anknüpfungspunkten zum Journalismus bis zu Heuss' Todesjahr 1963 - wird auf vier Forschungsebenen beleuchtet: der biografischen Ebene, der medialen Ebene, der Ebene des journalistischen Tätigkeitsprofils und der Ebene der journalistischen Inhalte.

Als Quellen zog Burger neben den vielen Zeitungen und Zeitschriften, für die Heuss gearbeitet hat, u.a. den umfangreichen Heuss-Nachlass in Koblenz und Marbach heran, er interviewte Zeitzeugen und verarbeitete eine große Zahl an Erinnerungsbänden und Autobiografien aus der Feder von Zeitgenossen. Allein schon die Ermittlung aller Heuss-Beiträge in den Quellen war eine bibliografische Kärnerarbeit.

In der ersten Etappe seiner

journalistischen Tätigkeit bei der Berliner Zeitschrift „Die Hilfe“ (1905-1912) erweist er sich bereits als Generalist, der für das Feuilleton tätig, Buchrezensionen, Theaterbesprechungen, Kunstbetrachtungen, Porträts und Reisereportagen veröffentlichte. Unabhängig vom Thema war seine Schreibweise stets räsonierend – ein interpretierender Journalismus, dem die Trennung von Nachricht und Kommentar fremd war.

Seinem Berufsprogramm „Journalismus und Politik“ gab der Posten des Chefredakteurs der Heilbronner „Neckar-Zeitung“ ab 1912 eine neue Wendung. Ein Jahr später übernahm er zusätzlich die Redaktion der politisch-literarischen Zeitschrift „März“ in München. Während der Schwerpunkt seiner Arbeit bei der Zeitung die tagesaktuelle, politische Berichterstattung betraf, überwogen beim „März“ die Feuilletonartikel. Mit Kriegsbeginn änderte sich die redaktionelle Arbeit gravierend: Papiermangel, Anzeigenrückgang und Zensurmaßnahmen beeinflussten seine Tätigkeit. Zwar gehörte Heuss bei Ausbruch des Krieges nicht zu den Enthusiasten, gleichwohl sah er das Geschehen als „große Aufgabe der Geschichte“, ...als „gerechte, dem Deutschen Reich aufgezwungene Sache“ an. Hohe Güter waren für ihn während des Ersten Weltkrieges wie auch in der Weimarer Republik „staatser-

haltende Politik“ und „patriotische Loyalität“.

Ab 1918 wirkte Heuss journalistisch wieder in Berlin bei der Zeitschrift „Deutsche Politik“ und später bei der Zeitschrift „Deutsche Nation“. Seine leitende Tätigkeit bei diesen Blättern wird abgelöst durch seine Arbeit als Politiker. Er zieht 1924 als Abgeordneter der Deutschen Demokratischen Partei in den Reichstag ein. Nebenher ist er als freier Journalist für verschiedene Blätter tätig. Den Rassismus und Antisemitismus der Nationalsozialisten geißelte er in seinem Buch „Hitlers Weg“, das bereits kurz nach seinem Erscheinen im Jahre 1932 acht Auflagen erreichte. Die Erfolgsaussichten der Nationalsozialisten unterschätzte er völlig. Auch beim nächsten Systemwechsel stand für Heuss der Gedanke der Staatsräson im Vordergrund. Auch seine Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz ist Ausdruck dieses unbedingt staatsbezogenen Denkens. Entsprechend führte er auch nach der Machtergreifung die Zeitschrift „Hilfe“, deren Redaktionsleitung er wieder übernommen hatte. Heuss steuerte einen Kurs der Integration und Kooperation, der höchstens auf vage kritische Begleitung angelegt war. Nachdem die nationalsozialistische Kommunikationskontrolle immer engmaschiger wurde, wichen Heuss in den Kulturjournalismus und in die Bearbeitung historischer The-

men aus. Herausragend und von literarischem Rang waren seine biografischen Studien. Zu einem wahren Meister dieser Form entwickelte er sich im Dritten Reich, als er für die „Frankfurter Zeitung“ schrieb. Burger bezeichnet diesen Teil seines journalistischen Werkes als den, mit dem „sich Heuss zweifelsfrei einen bedeutenden Rang im deutschen Journalismus erschrieben hat“. Differenziert analysiert der Verfasser einerseits die Camouflage-techniken als Ausdruck publizistischer Opposition und andererseits die kritischen Auseinandersetzungen mit Fehleinschätzungen und Laviertechniken. Aus einer Mischung aus „Naivität und Pragmatismus“ heraus schrieb Heuss insgesamt acht Feuilleton-Beiträge für das nationalsozialistische Renommierprojekt „Das Reich“. Er ließ sich durch seine Mitarbeit zwar inhaltlich nicht korrumpieren, aber funktionalisieren.

Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus spielte auch eine wichtige Rolle in seiner nächsten Berufsetappe, die mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges beginnt und mit der Wahl zum Bundespräsidenten endet. Als einer der Lizenznehmer der „Rhein-Neckar-Zeitung“ hat sich Heuss wieder im überwiegenden Maße mit politischen Themen auseinandergesetzt. Aufgrund seiner politisch vielfältigen anderen Tätigkeiten blieb sein The-

menfeld jedoch eingeschränkt. Er äußerte sich zu Fragen aus dem Bereich Vergangenheitsbewältigung und Neuaufbau und zur Arbeit des Parlamentarischen Rates.

Alles in allem: Burger hat eine Studie vorgelegt, die ein beachtlicher Beitrag der biografisch orientierten Journalismusforschung ist. Die Studie überzeugt durch ihre gründliche Quellenarbeit, ihr theoretisches und methodisches Reflexionsniveau und die differenzierte Darstellung sowie die analytische Distanz. Als ein zentrales Desiderat in der Theodor Heuss-Forschung bezeichnet Burger am Ende seiner Arbeit das Fehlen einer umfassenden Anthologie wichtiger journalistischer Werke von Theodor Heuss. Dazu hat Burger mit seiner Dissertation eine wichtige Vorarbeit geleistet.

Mit Persönlichkeiten der Publizistik und des Journalismus befasst sich das neueste Werk von Kurt Koszyk. Zu seinem 70. Geburtstag erschien keine Festschrift, sondern es entstand ein ganz neuer Buchtyp. Walter Hömberg, Arnulf Kutsch und Horst Pöttker kreierten das Buch, das sich selbst schreibt. Die „Lebensbilder publizistischer Persönlichkeiten“ sind von Koszyk verfasst und im Wesentlichen unverändert und ungekürzt aus anderen Quellen übernommen. Seit vier Jahrzehnten befasst sich der Autor mit publizistischen Individualbiografien. Fünf mögliche Beweggründe sehen die drei Herausge-

ber in Koszyks beharrlichem Interesse an Personen. Der Erste liegt in der journalistischen Profession. Journalisten haben den Wunsch, ein möglichst breites Publikum zu erreichen. Mit Hilfe der Personalisierung lassen sich Informationen weiter verbreiten. Der zweite mögliche Grund ist politischer Natur: Die Übernahme von Verantwortung im demokratischen Prozess kann letztlich nur der Person zukommen und nicht an „Strukturen“ übertragen werden. Ein weiteres Forschungsmotiv ist das Einbeziehen von Irrtümern und Täuschungen. Diese können nur Personen begehen, nicht aber Systeme. Der vierte Aspekt betrifft die Aktivität. Die Herausgeber formulieren dies so: „Dem Menschen als Individuum, als Person ... ist der Drang angeboren, sich tätig zu entäußern und in den Produkten seiner Tätigkeit wiederzuerkennen.“ Der letzte Gesichtspunkt ist die Vorbildlichkeit. Nur Menschen können Vorbilder sein.

Das enge Verhältnis der deutschen Pressegeschichte in den letzten zwei Jahrhunderten mit der politischen Geschichte arbeitet Koszyk in den 31 anschaulichen Lebensbildern heraus. Viele bedeutende Publizisten verstanden sich nicht als distanzierte Beobachter, sondern als Anreger und Aktivisten, als Kritiker des Bestehenden und als Kämpfer für eine bessere Welt. Für manche von ihnen war der Journalismus

Ergänzung, für andere Ersatz für politische Betätigung. Auch hier – wie bei dem Werk über Theodor Heuss – zeigt der Verfasser die Verknüpfung zwischen Publizistik und politischem Engagement. Der Bogen wird vom Vormärz (Friedrich Wilhelm Wolff, Gustav Höfken, Karl Heinrich Marx) über die Jahrhundertwende (Clara Zetkin, Carl Minster, Franz Klühs) bis in unsere Zeit (Gabriele Tergit, Walter Dirks, Margret Boveri, Will Schaber) gespannt. So entsteht eine Pressegeschichte in exemplarischen Porträts.

Susanne Haverkamp

Richter, Simone: Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien, Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1999, 277 S., DM 58,00

Man würde sich mehr Diplomarbeiten mit solch einem spannenden und realitätsnahen Thema wünschen; man würde sich mehr Studierende wünschen, die sich so voller Elan in ein schwieriges Thema hineinknien, und man würde sich mehr Verlage wünschen, die den Mut haben, auch wissenschaftliche Arbeiten unterhalb der Dissertation zu publizieren.

Die Examensarbeit, die Simone Richter am Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaft in Bamberg (bei Professor Manfred Rühl)

verfasst hat, ist eine ungewöhnliche Arbeit, insofern sie sich kaum auf Sekundärliteratur stützen konnte. Kriegsberichterstattung, das „schmutzige Geschäft des Journalismus“ scheint für die wissenschaftliche Reflexion nicht zu existieren, obwohl die Kriege in der Golf-Region, im ehemaligen Jugoslawien und jetzt in Tschetschenien nur zu deutlich machen, welch gewichtige Rolle der internationale Journalismus darin spielt.

Das Interesse der Autorin richtet sich auf die Arbeitsbedingungen der Journalisten. Ausgehend von der These, dass „der Journalist für die Empirie nicht ausreichend ist“ (197) untersucht sie eine Vielzahl von Aspekten, zum Beispiel presserechtliche, ökonomische, technische, berufsethische, redaktionelle, nationale, internationale und supranationale. Ihre wesentliche Quelle sind dabei Tiefeninterviews, die sie mit sieben Kriegsberichterstellern aus dem Jugoslawien-Krieg geführt hat: mit Andreas Braun (Stuttgarter Zeitung); mit Peter Sartorius (Süddeutsche Zeitung); mit dem inzwischen in Ausübung seines Berufs getöteten Gabriel Grüner (Stern); mit Rudolf Gruber (Freelancer), Boris Kálnoky (Springer Auslandsdienst), Matthias Rüb (Frankfurter Allgemeine Zeitung) und Erich Rathfelder (die tageszeitung). Ein ergänzendes Interview führte sie später mit Carsten Hoffmann (Deutsche

Presse Agentur), der erst nach Ende der Kriegshandlungen seine Korrespondententätigkeit aufgenommen hat. Alle acht Interviews sind am Ende des Buches dokumentiert und schon allein des Lesens wert. Simone Richter führte die Gespräche in Hamburg, München, Stuttgart, Wien, Budapest und Sarajewo, was ihr einerseits nur durch ein Reisekosten-Stipendium des Erich-Brost-Instituts für Journalismus in Europa möglich war, was aber gleichwohl ein Beleg für ihren hohen persönlichen Einsatz ist.

Der erste Teil der Arbeit beinhaltet die Rahmenbedingungen des journalistischen Arbeitens in Kriegsgebieten. Dazu gehören presserechtliche Grundlagen (36-53) ebenso wie ökonomische Bedingungen (54-58), organisatorische (59-67) und technische Voraussetzungen (68-72). Kurz beschäftigt sie sich mit Quellen zur journalistischen Ethik (73-78) und mit den besonderen Kennzeichen des Arbeitens unter Kriegsbedingungen, wobei sie in diesem Teil der Arbeit selbstverständlich auch die notwendigen publizierten Quellen und Sekundärliteratur nutzt.

So wertvoll diese Grundlegung sein mag: Im empirischen Teil (87-195) zeigt sich, dass nicht nur jeder Krieg anders ist, sondern auch jede Einzelsituation. Wo Peter Sartorius innerhalb von zwei Stunden ohne Vorkenntnisse ins Kriegsgebiet geschickt wurde,

galt Erich Rathfelder schon jahrelang als Osteuropa-Spezialist, der bereits über den sich abzeichnenden Krieg vielfach geschrieben hatte. Wo Andreas Braun ein Presseschild im Auto als Schutz empfand, wertete es Gabriel Grüner eher als Bedrohung; während Boris Kálnoky fast immer mit Kollegen zusammen arbeitete, fuhr Rudolf Gruber meist allein durch das Land oder nutzte seine Kontakte zur Caritas oder zur katholischen Kirche, um sich mitnehmen zu lassen.

Simone Richter hat Gemeinsamkeiten und Unterschiede unter zwanzig Stichworten von Vorkehrungen und Logistik über Akribie und Hindernisse bis zu physischer und psychischer Belastbarkeit zusammengestellt. Auch das ist mit vielen Zitaten der Kriegsberichterstatter gestaltet und abwechslungsreich bis spannend zu lesen.

Ein Fazit ist aufgrund der Vielzahl der Aspekte schwer zu ziehen. Daher fällt das Kapitel „Zusammenfassung und Ausblick“ mit vier Seiten kurz aus. Im Mittelpunkt steht dabei die Forderung nach Professionalisierung. Dazu gehört eine sachgerechte Vorbereitung der Journalisten genauso wie eine angemessene finanzielle Ausstattung. „Eine verbesserte und damit qualitativ hochwertige Berichterstattung aus Kriegsgebieten beginnt bei der Verbesserung der Arbeitsbedingungen für die Journalisten.

Wer sich weniger um die Bezahlung eines guten Dolmetschers, über die Verfügbarkeit eines gepanzerten Wagens oder über das moderne technische Equipment sorgen muss, kann sich mehr auf jene Bedingungen konzentrieren, die sich niemals ändern werden: beschränkter Zugang zu Schauplätzen, Abschottung vor potentiellen Informanten, Verbreitung von Unwahrheiten und Arbeit in einer Gefahrenzone“ (199).

Simone Richter wollte mit ihrer Diplomarbeit nicht nur einen akademischen Grad erwerben. Sie schreibt: „Diese Arbeit ist eine wissenschaftliche Analyse. Trotzdem trägt sie – und das zeigen vor allem die im Anhang abgedruckten Interviews – eine gewisse Schwermut. Sie soll ein Beitrag sein, um journalistische Arbeit besser zu begreifen und nicht den Kopf zu schütteln über Menschen, die zum Nachrichtensammeln ihr Leben riskieren.“ (21)

Susanne Haverkamp

Religiöse Funktionen des Fernsehens? Medien-, kultur- und religionswissenschaftliche Perspektiven, hg. von Günter Thomas, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000, 297 S., DM 62,00

Der evangelische Theologe Günter Thomas hat bereits mit seiner Dissertation „Medien. Ritual. Religion. Zur religiösen Funktion des Fernsehens“ (Frankfurt:

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1998) ein gelehrtes, über 700 Seiten starkes Werk zum selben Thema vorgelegt. Das nun Herausgegebene dokumentiert eine internationale und interdisziplinäre Tagung (19.-21.2.1999 in Heidelberg), an der vierzig Vertreterinnen und Vertreter der Theologie, der Religionswissenschaften, der Soziologie und der Literaturwissenschaft sowie Medien- und Ritual-Theoretiker und Medienpraktiker teilgenommen haben.

Der Sammelband umfasst 17 Aufsätze, wobei zehn der Autorinnen und Autoren aus Deutschland stammen, vier aus den USA, je einer aus Norwegen, Israel und der Schweiz. Fachlich entstammen die meisten dem kommunikationswissenschaftlichen Umfeld, drei sind (evangelische) Theologen, einer Religionswissenschaftler; ein Praktiker ist (zumindest schriftlich) nicht vertreten.

Hintergrund der Tagung ist die seit mehreren Jahren virulente Frage, inwieweit die Medien, speziell das Fernsehen, quasireligiöse Funktionen übernommen habe. Beginnend mit der Tagesstrukturierung (früher: Gebetszeiten) über Talkangebote (früher: Seelsorgegespräch und Beichte) bis zu Sozialintegration (früher: Gemeinde), Sinnstiftung (früher: Glaube) und zu rituell gestalteten Shows (früher: Gottesdienst) hat das Fernsehen viele ursprünglich

religiöse Formen transformiert. Die Aufsätze gehen diesem Phänomen unter vier Leitfragen nach:

1. Lassen sich unter den Bedingungen der Mediengesellschaft Wandlungen der Religionen beobachten? Gibt es beispielsweise höhere Ansprüche an Liturgie, weil der fernsehgewohnte Gottesdienstbesucher eine sorgfältig vorbereitete Show erwartet/erwarten darf?
2. Inwiefern bedienen sich mediale Produktionen (bewusst?) religiöser und mythischer Formen? Wo lassen sich beispielsweise in narrativen Vermittlungsbemühungen religiöse Strukturen entdecken?
3. Weist die Rezeption des Mediums Fernsehen rituelle Formen auf, die religiöse Züge annehmen? Welche ritus-stiftenden Funktionen haben beispielsweise mediale Großereignisse oder Serien?
4. Hat die gesellschaftliche Selbstbeschreibung durch Medien religionsstiftende Implikationen? Inwieweit gehört beispielsweise Religion zum Leben fiktionaler Fernsehpersonen hinzu?

Wie immer bei Sammelbänden sind die Aufsätze unterschiedlich interessant und unterschiedlich bedeutsam. Der Herausgeber merkt zudem an, dass zum Interessantesten der Tagung die auf die Vorträge folgenden Diskussionen gehörten. Das kann der Leser nicht verifizieren; gleichwohl wird

die Aufsatzsammlung in die Bibliothek eines jeden Menschen bzw. einer jeden Einrichtung gehören, der bzw. die sich aus theologischer oder medienwissenschaftlicher Sicht mit strukturellen Entwicklungen im Fernsehen und mit gesellschaftlichen Entwicklungen durch das Fernsehen beschäftigt.

Susanne Haverkamp

Ahlke, Karola/Hinkel, Jutta: Sprache und Stil, Ein Handbuch für Journalisten. Reihe Praktischer Journalismus, Band 36, Koblenz: UVK-Medien 1999, 172 S., DM 38,00.

„Deutsch für Profis“, „Deutsch für Könner“, „Deutsch fürs Leben“ heißen die Ratgeber des 75-jährigen Journalisten Wolf Schneider, „Stilfibel“ und „Stilkunst“ lauten die Titel der Werke seines Vorgängers Ludwig Reiners. Beide Autoren sind keine Germanisten, erreichten jedoch mit ihren Veröffentlichungen hohe Auflagen. Erfreulicherweise führen Schneider und Reiners auch vor, was sie lehren: wie erfrischend und lebendig die deutsche Sprache sein kann, was für ein Lesevergnügen sie bei gekonnter Anwendung bereitet und welche Regeln dafür beachtet werden müssen – möglichst wenig Substantivierungen, kraftvolle Verben, wenige Adjektive, mäßig kurze und mäßig lange Sätze bei-

spielsweise. Dass sie ihre eigenen Ratschläge auch einhalten, macht ihre Veröffentlichungen mit Recht erfolgreich. Nicht nur Volontären nutzen die Bücher von Reiners und Schneider, sondern jedem, der beruflich mit Sprache zu tun hat.

Ahlke und Hinkel vertreten andere Auffassungen als die zwei Stillehrer, an denen sie mehrfach Kritik üben und denen sie indirekt „geschmacksorientierte Empfehlungen“ vorwerfen. Für die ehemaligen Journalistik-Studentinnen der Universität Dortmund scheinen die populären Stilfibel nicht wissenschaftlich genug zu sein, ja, sie verteidigen sogar die häufige Verwendung von Substantivierungen. Die Autorinnen – sie sind als Redakteurinnen tätig – haben ihr Buch in der Überzeugung verfasst, dass es für journalistische Artikel verbindliche Kriterien für guten Stil gibt. Für maßgeblich halten sie die Forderung, dass die Verständlichkeit oberstes Ziel für Gebrauchstexte sein muss. Ihre Beispiele haben sie aus der „Dill Post“, der „Wetzlarer Neuen Zeitung“ und der „Gießener Allgemeinen Zeitung“ genommen, von Regional- und Lokalzeitungen also. Leider liest sich das Werk längst nicht so flüssig wie die bemängelten Stilfibel, ein Lesevergnügen ist es überhaupt nicht, in vielen Passagen wirkt es im negativen Sinne akademisch. Praktiker werden aus dem vorlie-

genden Band allenfalls Gewinn aus dem Wörterbuch im Anhang ziehen können, in dem es um Wörter und Formulierungen geht, die im Redaktionsalltag häufig

verwendet werden. Generell aber ist Volontären zu empfehlen: Haltet euch lieber an die Tipps von Schneider und Reiners.

Christof Haverkamp